

um gemeinsam so viel Bier in ihre Körper zu schütten, wie in sie hineinpasste. Wer mit dem Saufen aufhörte, bevor er sein Bewusstsein verlor, beleidigte entweder seine Kumpanen oder galt als schwach, wie der Historiker Wolfgang Schivelbusch beschreibt. Dann kam Luther. Er führte ein neues Verständnis von Gläubigkeit ein: Die Arbeit zu Ehren Gottes wurde ein neues Ideal. Prediger erzählten den Menschen auf den Kirchbänken, dass ein*e Trinker*in nicht zum christlichen Volke gehöre. Es entstand die Idee, dass übermäßiger Alkoholkonsum nicht nur Sünde, sondern zugleich eine Krankheit sei, mit der Gott die Ungläubigen strafe. Und zwar eine „Krankheit des Willens“.

Mit der Säkularisierung und Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert übernahm die Wissenschaft diese Idee: „Der Trinker der Reformationszeit wurde zum Sünder, weil er nicht gottgefällig lebte; der Trinker der kapitalistischen Industriegesellschaft wird als krank definiert, weil er nicht der Norm dieser Gesellschaft entspricht: Produktivität, Funktionalität und Erfolg“, schreibt Kulturwissenschaftler Frank Nolte über die Ideengeschichte der Sucht. Was für den Alkohol galt, wurde auch auf alle anderen psychoaktiv wirkenden Stoffe übertragen.

„Abhängigkeit“ ist heute im Diagnosesystem ICD-10 der Weltgesundheitsorganisation als Krankheit definiert. Aber es ist umstritten, ob die Sucht eine eigenständige Krankheit ist – oder nur ein Symptom anderer. Manche sehen darin eher die Pathologisierung eines Verhaltens, das gesellschaftlich nicht erwünscht ist. Und auch einige User*innen stören sich an der Zuschreibung als abhängig oder krank, beschreiben sich selbst als konsumierend. Gleichzeitig hat es auch Vorteile, dass die Sucht als Krankheit verstanden wird: Auf dieser Grundlage bauen viele Ländern ein Hilfesystem auf, das wichtige Maßnahmen für die Gesundheit Drogenkonsumierender beinhaltet.

In einer Welt, die so sehr auf Leistung getrimmt ist wie die unsere, können Drogenabhängige also aufgrund von Leistungsverweigerung stigmatisiert und diskriminiert werden. Gleichzeitig hängt es aber mit unterschiedlichen Faktoren zusammen, wie diese Diskriminierung aussieht. Etwa mit Gender: „Wenn Frauen alkoholisiert und laut sind, kriegt die Reaktion darauf gleich einen sexistischen Touch“, schildert Katharina Sonn. Sie leitet den Verein zur Hilfe suchtmittelabhängiger Frauen FrauSuchtZukunft in Berlin. „Es heißt dann oft, die Frau sei hysterisch, habe ihre Tage oder sei in den Wechseljahren.“ Oft beziehe sich die Stigmatisierung nicht auf die Sucht allein, sondern auf das, was sie dadurch nicht hinbekomme – auf sich oder ihre Kinder achtgeben, z. B. „Für Frauen ist die Sucht stark mit Schuld- und Schamgefühlen behaftet“, sagt Sonn. Das Sorge nicht nur dafür, dass man drogenabhängige Frauen seltener im öffentlichen Raum sieht, sondern auch dafür, dass sie oft sehr lange brauchen, bis sie sich Hilfe suchen.

In früheren wissenschaftlichen Darstellungen wird gerade der Alkoholismus oft in Zusammenhang mit Männlichkeit gebracht: Das rohe, aggressive Auftreten Betrunkener passte zu dem Verständnis von Maskulinität – fast so, als würde im Alkoholrausch die „wahre Natur“ der Männer herausbrechen. Als in den 1980er-Jahren die Alkoholsucht auch unter Frauen zunahm, spannen einige Suchtforscher*innen deswegen sogar die These, dass die Frauenbewegung zu dem Anstieg der Sucht beigetragen habe – weil Frauen sich aufführten wie Männer. Nicht nur die Emanzipation wurde als Erklärung für Sucht bemüht,

Suchtforscher*innen spannen

die These, dass die Frauen-

bewegung zum Anstieg der Sucht

beigetragen habe.

sondern auch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht. Wie Vogt erläutert, vermuteten Vertreter*innen des Sozialdarwinismus Anfang des 20. Jahrhunderts, dass Alkoholismus und Armut miteinander verknüpft seien. Vermutlich rührt daher auch die Abstiegsangst, die Angst, „in der Gosse zu landen“, mit der Drogenkonsum konnotiert ist.

Die sozialdarwinistische Theorie ließ aber außer Acht, dass auch die reicheren Leute sofften – man es ihnen jedoch durchgehen ließ. Während Alkohol in den Produktionshallen streng verboten war und denjenigen, die sich nicht daran hielten, eine Abhängigkeit unterstellt wurde, konnten sich die Chefs auch während ihrer Arbeitszeit das ein oder andere Gläschen gönnen. „Das Beispiel zeigt, dass die Entscheidung, ob ein Verhalten gesellschaftlich akzeptiert ist, letztlich auch von der Frage abhängt, wer welche Machtpotenziale hat“, schlussfolgert Nolte.

Doch den größten Einfluss auf die Stigmatisierung Drogensüchtiger hat die Gesetzgebung selbst. 1961 schlossen die Vereinten Nationen ein Abkommen über Betäubungsmittel, in dem sie den Konsum der meisten psychoaktiven Substanzen für den nichtmedizinischen Gebrauch verboten. Diese weltweite Prohibition verschärfte sich 1972, als der US-Präsident Richard Nixon den sogenannten „War on Drugs“, den Krieg gegen die Drogen, ausrief. Im Visier der oftmals drakonischen Gesetzesstrafen waren dabei vor allem verarmte Latinx und Schwarze Communitys, die bis heute darunter leiden. Das besonders Perfide an dieser rassistischen Dimension US-amerikanischer Drogenpolitik: Das FBI-Programm COINTELPRO hatte zuvor gezielt Heroin in Schwarze Communitys eingeschleust, um die Black Panther Party zu zersetzen.

Insgesamt verfehlt dieser „Krieg“ trotz Hunderttausender Tote nicht nur sein Ziel – die Anzahl der verkauften Drogen hat sich vervielfacht, die Preise sinken, neue Substanzen werden entwickelt, die Zahl der Drogentoten steigt –, er machte auch Drogengebrauchende zu Kriminellen. Denn selbst, wenn etwa in Deutschland der Konsum als solcher nicht strafbar ist, so ist es der Besitz. Und wer Drogen konsumiert, besitzt diese meistens auch. Viele Drogensüchtige erfahren so eher Bestrafung statt Unterstützung. „Die Kriminalisierung ist ein weiterer Grund, warum jene, die von illegalen Stoffen abhängig sind, zögern, sich Hilfe zu holen“, meint Sonn, Leiterin der Hilfseinrichtung. „Denn sie müssen ja Straftaten zugeben – und haben Angst vor Verfolgung.“

Die Ächtung des Drogenkonsums als Vergehen gegen Gott, dann als Widerspruch zum kapitalistischen Prinzip der Leistung, plus die Kriminalisierung anhand weltweit geltender Verträge: In dem Stigma gegen Drogensüchtige schwingen riesige gesellschaftliche Themen mit. Sie bedingen sich gegenseitig: Weil viele Menschen Drogengebraucher*innen als Kriminelle wahrnehmen, findet weiterhin Verurteilung statt und Gesetze werden nicht geändert. Und weil keine Gesetze geändert werden, halten die meisten Menschen Drogenkonsumierende weiterhin für Kriminelle.

Einige Länder sehen schon, dass die Verbotspolitik mehr Nachteile als Vorteile mit sich bringt. In Portugal etwa ist der Besitz kleinerer Mengen keine Straftat mehr, sondern eine Ordnungswidrigkeit. US-amerikanische Bundesstaaten wie Colorado und Washington haben den Verkauf von Cannabis legalisiert.

Von alledem ist Kirgistan noch weit entfernt. Doch die Narcofeminist*innen fordern weiter: mehr Gesundheitsmaßnahmen für alle, weniger Verfolgung und ein #FreeHigh. ♡